

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Aus Deutschlands Vergangenheit

eine Sammlung von Erzählungen mit kulturgeschichtlicher Grundlage

Der Untergang der Stedinger - eine geschichtliche Erzählung aus der
Vorzeit von Köln, Hamm und Bremen

Fricke, Wilhelm

Bielefeld, [1893]

3. Kapitel.

urn:nbn:de:gbv:45:1-6554

3. Kapitel.

Der Ager dampft, es kocht die Ruhr,
Im scharfen Ost die Halme pfeifen,
Da trabt es sachte durch die Flur,
Da taucht es auf wie Nebelstreifen,
Da nieder rauscht es in den Fluß
Und stemmend gen der Welle Guß,
Es fliegt der Bug, die Hufe greifen.

Es war ein trüber Novemberabend des Jahres 1225. Die Sonne senkte sich langsam hinter den Bergen, die den mittleren Lauf des Ruhrflusses begleiten. Eine schönere Gegend konnte man sich nicht denken. Querthäler laufen auf das Längsthal des Stromes zu, Querthäler von wunderbarer Romantik. Die Berge, zum Teil mit Laubholz und Tannen besetzt, zeigen eine hohe Manigfaltigkeit der Form, Burgen krönen die Gipfel, stolze Zinnen auf Warttürmen blicken in die Täler.

In einem dieser Querthäler, verborgen im Dunkel des Waldes, hielt eine Reiterchar. Unheimlich war das Treiben dieser Gesellen, unheimlich ihr Geflüster und verhaltenes Wesen.

Der Ritter, welcher alle an Größe überragte, war Friedrich von Isenburg. Er hatte sich an den Stamm einer Eiche gelehnt und neben ihm hielt der Junker von Rinkerode finster und trotzig.

„Herr Graf,“ flüsterte er eben, „macht kurzen Prozeß!“
Der Isenburger schwieg hartnäckig.

„Wie war der Erzbischof in Soest?“ fuhr jener fort.

„Er bezeigte sich freundlich wie immer,“ murmelte der Graf.

„Er nannte Euch gewiß auch seinen „lieben Vetter?“

„Das that er.“

„Um Euch vorläufig zu beruhigen.“

„Mag sein.“

„Er bestellte Euch nach Köln, um die Angelegenheit an seinem Hofe zu ordnen.“

„Ganz recht.“

„Hier aber wird er Euch nicht mehr seinen „lieben Vetter“ nennen, sondern den stolzen Kirchenfürsten heraus-
fahren.“

„Ich werde mich nicht beugen.“

„Ihr müßt, Herr Graf!“

„Ich muß?“ donnerte der Ißenburger auf, also, daß die Pferde erschrafen. „Meint Ihr, daß ich mein gutes Recht dem Engelbert opfere, meine Vogtschaft über das Stift Essen in des Pfaffen Hand lege?“

Kinkerode lachte.

„Wir werden sehen, wir werden sehen,“ sprach er, „Pfaffenlist geht über alle List!“

„Was ratet Ihr mir denn zu thun, Kinkerode?“

Der Junker flüsterte leise etwas wie vor sich hin und der Ißenburger hörte ihm stumm zu.

„Nein, nein,“ sagte er endlich, „keine Mordthat!“

„Erst wollen wir den Erzbischof, der in einer Stunde durch dieses Seitenthal nach Schwelm zieht, fragen, ob er auf die Vogtschaft Essen verzichte oder nicht.“

„Darum sind wir hergekommen,“ sprach der Ißenburger.

„Wenn er aber nein sagt? Was dann?“ fragte der Junker halb höhniſch. „Sollen wir dann wie dumme Bauernjungen um seinen Segen bitten und abziehen?“

Der Graf knirschte mit den Zähnen.

„Ihr habt recht, Junker, es muß alsdann etwas geschehn.“

„Sollen wir den Kirchenfürsten gefangen nehmen und nach der Ißenburg oder nach Mienbrügge führen?“

„Das ganze deutsche Reich würde mich belagern und ihn zu befreien suchen.“

„Seht Ihr, Herr Graf, das ist auch meine Meinung,“ sprach Kinkerode. „Entweder kehren wir nach Ißenburg zurück, ohne den Erzbischof gesehen zu haben oder wir fragen ihn mit den Waffen in der Faust.“

„Und dann?“ fragte der Graf, den Sprecher scharf anblickend.

„Ich will Euch einen Vorschlag machen,“ lenkte der Ritter ein. „Ihr reitet mit wenigen Knappen dem Erzbischof entgegen, während ich mit den andern hier halte. Sagte der Kirchenfürst auf Eure Frage nach der Vogtei:

Lieber Vetter, es sei nicht Zank zwischen dir und mir; sie sei dein! — Gut, dann gebt Ihr, als wenn Ihr Euch freuetet, ein Zeichen mit dem Horn, im andern Falle aber werde ich die Frage hier noch einmal an den Kirchenfürsten stellen und sie nach meiner Weise beantworten. Seid Ihr einverstanden?“

„Ja,“ versetzte der Graf und heischte sein Streitroß, sich klirrend in den Sattel schwingend.

Ein Knecht kam in diesem Augenblicke herangeritten und meldete die Ankunft der erzbischöflichen Schar, der nun der Ifenburger entgegensprengte. Gar bald trat ihm der kleine Trupp in Sicht: voran ritt der Kirchenfürst, eine edle, fast königliche Erscheinung von ernsten aber doch wohlwollenden Zügen. Das war der richtige Mann, die aufstrebenden Dynasten Westfalens, die sich das Primat der Erzbischöfe von Köln, welche die Erbschaft Heinrich des Löwen angetreten hatten, nicht gefallen lassen wollten, niederzuhalten: das sah man auf den ersten Blick.

„Seid Ihr da, Herr Vetter?“ rief der Erzbischof Engelbert, der eben mit wenigen Begleitern die Ruhr passierte, dem nahenden Grafen von Ifenburg zu. „Ihr wollt mir wohl das Geleit durch Euer Gebiet geben, he?“

Der Graf nickte finster.

„Na, nichts für ungut, Herr Vetter, Ihr seht mir noch so düster aus,“ fuhr der Kirchenfürst fort, „liegt Euch noch immer die Bogtei im Sinn? Ist Euer Gebiet nicht groß und stattlich genug? Was wollt Ihr mehr?“

„Mein Recht will ich,“ versetzte jener.

„Die Kirche hat ein größeres, mein lieber Vetter! Doch lassen wir das! Weshalb sollen wir uns verbittern, sind wir doch Verwandte. Ihr habt Söhne. Einer kann nur die Grafschaft erben. Wohl an, wenn ich für die anderen sorgte!“

Der Ifenburger zuckte die Achsel.

„Schlagt ein, Vetter!“ ermunterte der Kirchenfürst.

„Nein,“ sprach der Graf und er sprengte, ohne Abschied zu nehmen, davon, während Engelbert kopfschüttelnd mit seinem kleinen Gefolge bergaufritt.

„Der Graf ist eine leidenschaftliche Natur,“ murmelte er, „jedemfalls hofft er auf die Hülfe des Grafen von Berg,

seines Verwandten; allein, er muß die Bogtei herausgeben, denn der Klagen über seine gewaltsame Führung sind zu viel und die Kirche hat die Pflicht, ihre Kinder zu schützen."

Inzwischen war die kleine Schar weiter emporgekommen, bis da, wo der Weg sich wieder senkte. Da wurde es mit einem Male in dem Dickicht lebendig. In einer Dichtung heißt es über das nun Folgende:

Da horch, ein Pfiff und, hui, ein Griff,
Ein Helmbusch hier, ein Arm im Nacken!
Wie Schwarzwildrudel bricht's heran,
Die Äbte fliehn wie Spreu, und dann,
Mit Keisigen sich Keis'ge packen.
Ha, schnöder Strauß! Zwei gegen Zehn!
Doch hat der Fürst sich losgerungen,
Er peitscht sein Tier, und mit Gestöhn
Hat's übern Hohlweg sich geschwungen;
Die Gerte pfeift — „Weh Kinkerod'!“ —
Vom Koffe gleitet der Prälat
Und ist ins Dickicht dann gedrungen.
„Huffah, huffah, erschlagt den Hund,
Den stolzen Hund!“ und eine Meute
Fährt's in den Wald, es schließt ein Mund,
Dann vor — und rückwärts und zur Seite;
Die Zweige krachen — ha es naht —
Am Buchenstamm steht der Prälat
Wie ein gestellter Eber heute,
Er blickt verzweifelnd auf sein Schwert;
Er löst die kurze breite Klinge,
Dann prüfend untern Mantel fährt
Die Linke nach dem Panzerringe;
Und nun wohl an, er ist bereit,
Ja, männlich focht der Priester heut,
Sein Streich war eine Flammenschwinge.
Das schwirrt und klingelt durch den Wald,
Die Blätter stäuben von den Eichen,
Und über Arm und Schädel bald
Blutrote Rinnen tröpfeln, schleichen;
Entwaffnet der Prälat noch ringt,
Der starke Mann, da zischend dringt
Ein falscher Dolch ihm in die Weichen.*)

*) Annette von Droste-Hülshoff.

Der Erzbischof brach zusammen; seine Begleiter aber lagen zumest tot am Boden und nur wenigen war es gelungen, dem Blutbade zu entgehen. Sie eilten nach Schwelm, um hier unter Zetergeschrei die That, die eben in den Gevelsbergen geschehen war, zu verkünden.

Inzwischen lag der Kirchenfürst am Boden, mit dem Tode ringend, indeß die Ißenburger sich rasch von dem Schauplatz ihrer schrecklichen That entfernten. Stille herrschte auf dem grauisigen Waldfleck.

Ein Mütterchen streckte dann neugierig den Kopf durch das Gebüsch. Es sah die Toten im Zwielficht und bebt zurück, wobei ihr das Bündel Holz vom Haupte fiel.

„Heiliger Gott, was ist hier geschehen!“ murmelte sie.

In diesem Augenblicke bewegte sich der Erzbischof.

„Allbarmherziger Gott,“ murmelte er, „habe Erbarmen mit deinem Knechte!“

„Noch lebt der vornehme Herr,“ sagte das Mütterchen und schlich bebend herbei. „Ich muß ihm helfen, sonst hilft mir Gott nicht in der letzten Not.“

Sie kniete nieder und legte des sterbenden Engelbert Haupt in ihren Schoß und ihre Rechte auf die blutige, immer kälter werdende Stirn des armen Mannes, dabei aber betete sie ein Vaterunser nach dem andern, bis endlich der stille, dunkle Wald sich belebte.

Bürger vom nahen Schwelm kamen heran. Waffen blitzten durch die Nacht. „Wo ist der Erzbischof?“ schallte es.

Man fand ihn. Er war tot. Eine Tragbahre aus Zweigen wurde hergestellt und der Leichnam darauf gelegt. Langsam bewegte sich der Zug nach Schwelm. Das Mütterchen folgte ihm in einiger Entfernung betend.

Die neue Kirche, welche Engelbert hatte weihen wollen, sollte ihn aufnehmen, dem trat aber der Pfarrer entgegen.

„Das Gotteshaus darf nicht durch einen Toten entweiht werden,“ rief er und nun mußte die Leiche auf der Tragbahre unter freiem Himmel stehn. Endlich wurde sie nach Köln gebracht. Ein Schreckens- und Schmerzensruf durchzuckte ganz Deutschland. Wo ist der Mörder? Wer verbirgt den Ißenburger?

Der Graf wagte es nicht mehr, öffentlich aufzutreten. Selbst in seinen Burgen hielt er sich nicht für sicher. Wie

ein gehektes Wild floh er von Ort zu Ort. Selbst in Belgien, wohin er sich gewandt hatte, war er nicht sicher, wie er erfahren mußte. Ein Standesgenosse, bei dem er sich verborgen hielt, verriet ihn an die Kölnier und nun war es um den armen Mann geschehen. Galgen und Rad warteten sein, nachdem er vorher unsägliche Marter ausstand, unter welchen die bittere Reue über seine That, aber auch die Angst vor dem Tode, der ihn der höheren Vergeltung entgegenführte, verstummen mußte.

Ruhig rauschte der Rhein durch sein breites Bette dahin. In seinen Fluten spiegelten sich die Sterne wieder, denn es war Nacht. Das kirchenreiche Köln lag wie im Schlasfe. Nur dann und wann klang eine Glocke durch die Stille, eine Mahnung an die Ewigkeit.

Etwas unterhalb der großen Stadt glitt ein Kahn über den Strom. Geisterhaft war er anzuschauen. Zwei Ruderer trieben ihn vorwärts; hinter ihnen saß eine Frau, tief in einen Mantel gehüllt, also, daß man ihr Antlitz nicht zu sehen vermochte, während ein Steuerer das Boot lenkte.

Endlich lief es an. Es war ein schauerlicher Ort. Auf hohem Uferrande stand ein Galgen, Raubvögel flogen krächzend davon.

„Hier ist die Stätte,“ sprach der Steuermann, „und drüben ist das Rad, worauf man den Grafen geflochten hat.“

Die Frau zuckte zusammen, bezahlte das Überfahrtsgehd und stieg ans Land.

„Sollen wir warten?“ fragte der Steuerer.

„Nein,“ sprach sie, „fahret zurück!“

Die Ruder senkten sich in die Flut und das Schiff glitt davon, indes die Frau den Galgenhügel emporstieg. Anfangs bebten ihre Knie, zuletzt aber schritt sie fest auf das Rad los. Als sie dann aber den Körper erblickte, der auf das Holz gebunden war, als sie Laute des Schmerzes vernahm, wimmernde Töne eines armen zerfleischten Menschenkinds — da bebte sie zurück.

Aber wieder raffte sie sich auf. Rasch trat sie an den Unglücklichen heran.

„Friedrich!“ rief sie.

„Wer ruft?“ fragte der Arme.

„Ich Dein elendes Weib.“

„Bist Du es, Elisabeth?“

„Ich bin's,“ sprach sie und stand alsobald neben ihm sein blutbedecktes Haupt erfassend und küssend.

„Was hab' ich Dir angethan, Elisabeth!“ flüsterte er.

„Lassen wir das, reden wir von Deinem Leiden! Ich habe Dir zu trinken mitgebracht.“ Mit diesen Worten setzte sie ein Fläschchen an die Lippen des Armen. Er trank.

„O,“ sagte er, „das gibt Kraft, mehr noch aber Dein Erscheinen!“

Langsam ging die Zeit. Die Sterne verblichen endlich und als die Sonne aufging, hielt die Gräfin nur noch das Haupt eines Toten umfaßt. Sie drückte ihm die Augen zu und schritt nach Köln, den Magistrat um die Leiche ihres Gemahls anzugehen. Es war vergebens. Man gab sie nicht heraus, hängte sie vielmehr an den Galgen, um das Beispiel eines furchtbaren Gerichtes zu vervollständigen.



4. Kapitel.

In dem Winkel, der sich zwischen der Wesermündung und dem Jahdebusen ausdehnt, lebte zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ein Bauerngeschlecht friesischer Abkunft, das sich durch seinen Freiheits Sinn und seine Tapferkeit auszeichnete. Wie die Ditmarschen im holsteinischen Gebiete, so waren die Stedinger an der unteren Weser zu jeder Zeit bereit, für ihre Unabhängigkeit alles zu opfern. Während überall im deutschen Lande die Leibeigenschaft, die in vielen Fällen noch schlimmer war als die Sklaverei, herrschte: hier im Stedinger Gebiet waltete der freie, selbstherrliche Bauer, der keinen Adelligen unter sich duldete.